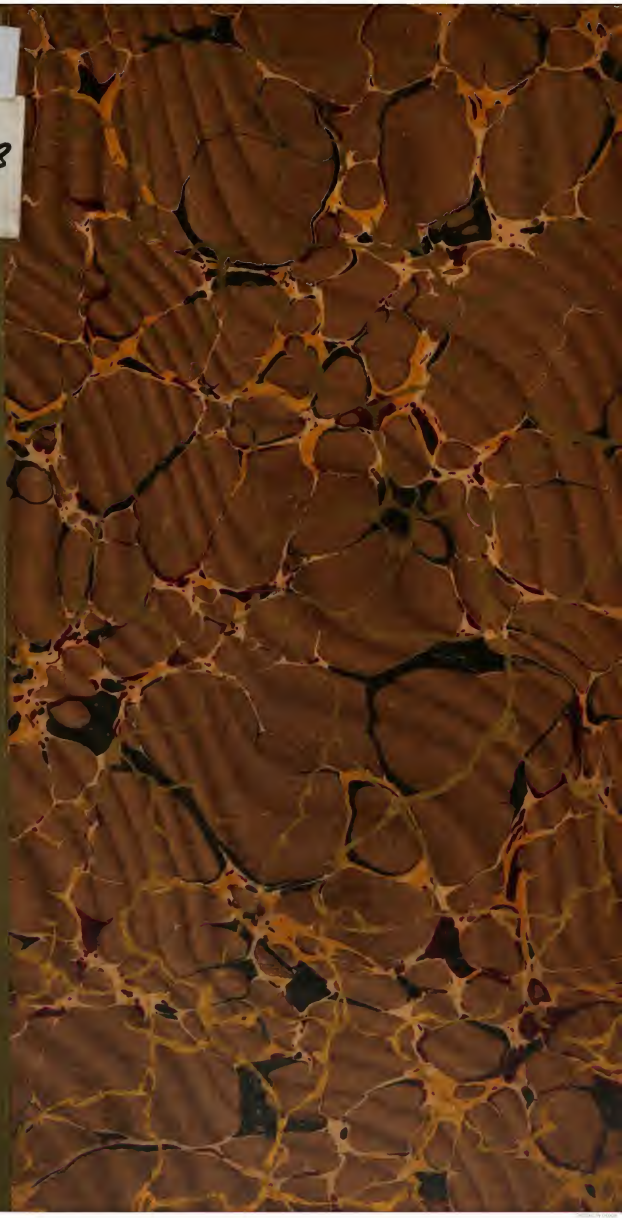
HD WIDENER
HW XSSW +
AH
8908
.11



AH 8908.11

Harvard College Library

THE GIFT OF

JAMES LOEB

(Class of 1888)

OF NEW YORK

FROM THE LIBRARY OF

PROFESSOR ADOLF FURTWÄNGLER

OF MUNICH

RECEIVED MAY 7, 1909

Zum heutigen Stand der etruskischen Frage

von

Dr. Gustav Herbig.

Sonderabdruck
aus der »Beilage zur Allgemeinen Zeitung« Nr. 92 und 93
vom 1. und 2. Mai 1907.

München
Bayerische Druckerei & Verlagsanstalt, G. m. b. H.
1907.

AH 8908.11

Harvard College Library
Gift of
James Loeb,
May 7, 1909

Der Wechsel der Anschauungen über den Kern der „etruskischen Frage" läßt sich vielleicht nicht deutlicher kennzeichnen als durch die Gegenüberstellung zweier Zitate. Mommsen lehnt in seiner Römischen Geschichte ein Eingehen auf die Frage nach der Herkunft der Etrusker ab und spottet über den „Grundsatz der Archäologen, vorzugsweise nach dem zu forschen, was weder wißbar noch wissenswert ist". Modestov, ein russischer Gelehrter, der sich viel mit etruskischen Dingen abgibt, behauptet: „Die etruskische Frage im eigentlichen Sinne ist eine Frage nach der Herkunft der Etrusker." Beide Ansichten sind zu extrem, um richtig sein zu können. Mommsen urteilt zu sehr von seinem Standpunkt als Geschichtschreiber Roms aus; er nimmt an, daß die etruskische Einwanderung auf jeden Fall der für den Historiker interesselosen „Kinderzeit" des Volkes angehöre und daß seine geschichtliche Entwicklung in Italien beginne und ende. Aber wir legen jetzt größeres Gewicht auf die „Kinderzeit" der einzelnen wie ganzer Völker und begreifen nicht mehr, daß solche Dinge nicht „wissenswert" sein sollen. Ueberdies wäre erst noch zu beweisen, daß die Ansiedlung der Etrusker in Italien wirklich noch in die „Kinderzeit" des Volkes fällt. So hätte Modestov durchaus recht, wenn er die Kinderzeit und die voritalische Kultur der Etrusker als einen wichtigen Teil der etruskischen Frage betrachtet wissen wollte. Aber er setzt den Teil dem Ganzen gleich und bedenkt nicht, daß, abgesehen vom rein linguistischen Interesse, der wesentliche Teil des Etruskerproblems für uns doch nur darin bestehen kann, zu erkennen, wie sie ihre mitgebrachten Kulturelemente auf italischem Boden entwickelt, wie sie wichtige Teile griechischer Kultur lange vor den römischen Bauern in sich aufgenommen und nach ihrer Eigenart verarbeitet haben, wie ihre so entstandene Kultur sich dann befruchtend über Rom ergoß und als ein Teil der griechisch-römischen noch in der

unseren fortlebt. So kommt Mommsens Wort von der geschichtlichen Entwicklung des Volkes innerhalb Italiens wieder zu Ehren.

Ob er wohl damit recht behalten wird, daß er die Heimatsfrage und die voritalische Periode der Etrusker zu den Dingen rechnet, die nicht wißbar sind? Modestov würde mit einem vernehmlichen und bedingungslosen Nein antworten; denn er hält jene Probleme in der Hauptsache für gelöst. Auch ich teile nicht den hoffnungslosen Standpunkt Mommsens; auch ich bin der Ansicht, daß viele, besonders archäologische Gründe der alten Hypothese von der Herkunft der Etrusker aus Osten nicht ungünstig sind, und daß sie einmal mehr werden kann als eine bloße Hypothese. Wogegen aber lauter Einspruch erhoben werden muß, das ist die subjektive Entschiedenheit der Sprache, mit der Archäologen und Sprachforscher, Anthropologen und Historiker, besonders Gelehrte, die der etruskischen Frage nur gelegentlich nähertreten, die Schwächen und Lücken ihrer Beweisführung zu verdecken suchen. Es ist wahr: auch in der Wissenschaft haben Entschlossenheit und freudiger Optimismus schon zur Entdeckung neuer Wahrheiten geführt. Aber das etruskische Gebiet — vestigia terrent! — gehört nicht zu denen, die durch fröhliches Darauflosgehen oder selbstbewußten, während der Arbeit sich immer mehr steigernden Glauben an die eigene Autorität erobert werden können: hier ist Schritt für Schritt mühselig zu erkämpfen und zu behaupten (vgl. Berliner Philol. Wochenschrift 1905, Sp. 1087—1088).

Für jeden, der mit der Geschichte der Etruskologie vertraut ist, ergibt sich demnach als erstes Gebot: mit der beliebten Methode, die literarische, archäologische und epigraphische Ueberlieferung in das Joch vorgefaßter, auf vereinzelte Punkte des Materials gestützter Meinungen zu spannen und durch Gefühlswissenschaft und temperamentvolle Entschiedenheit sich und andere zu täuschen, muß gründlichst und auf immer gebrochen werden. Ich kann hier natürlich nur einige Punkte des Gesamtproblems herausgreifen und das, was ich vorhin einen wesentlichen Teil der Frage genannt habe, kaum berühren. Als Gast einer Anthropologischen Gesellschaft werde ich mich bemühen, die Verbreitung des Volksstammes und den

Typus des homo etruscus vorzuführen, sowie in die Entwicklung der alten Gräbertypen, die ethnographisch so wichtig sind, einen Blick tun lassen. Als Epigraphiker und Sprachforscher will ich einiges erzählen von den Rätseln, die die etruskische Sprache uns zu lösen gibt, und von den Hoffnungen, die wir an die Vollendung und künftige Ausbeutung des Corpus inscriptionum etruscarum knüpfen (s. Beilage Nr. 109 vom 13. Mai 1902).

Gerade diese drei Themen werden imme. wieder Gelegenheit geben, die alte und neuerdings wieder so viel erörterte Hypothese von der orientalischen Herkunft der Etrusker zu streifen.

Verzichten muß ich leider darauf, das Schönste zu schildern, was die etruskische Kultur zu bieten vermag: die Etrusker waren zwar zu allen Zeiten mehr rezeptiver als schöpferischer Natur, aber sie haben den Ruhm, das erste Volk zu sein, das den Geist der griechischen Kunst zu atmen begann, das diese seine Empfänglichkeit in tausend Werke ehrlicher Arbeit und schönen Gelingens umzusetzen verstand. Ihre Architekten führten großzügige, ober- und unterirdische Bauten aus und wurden die Lehrmeister der Römer. Die Grabskulptur entwickelte aus den alten verzerrten, aber eigenartigen Darstellungen erfreulich individuelle Gestalten und eine reiche Ornamentik, die auch sonst um alle Werke der Kleinkunst auf Ton, Stein, Metall geformt, gemeißelt, gemalt, graviert, die reizvollsten Bänder schlingt. Das Kunsthandwerk stand in höchster Blüte. Etruskische Bronzearbeiten waren in Athen gesucht. Die ziervollen Metallspiegel mit leise eingeritzten Zeichnungen entstammten fast alle etruskischen Werkstätten. Etruskische Künstler zeigen in der Bearbeitung des Goldes und edler Steine eine erstaunliche Technik: ihre künstlerisch gearbeiteten Schmucksachen entzücken uns durch den feinsten Geschmack. Die Keramik entfaltete sich nach allen Seiten in nationalen und griechischen Formen. Die getriebenen ringsum laufenden Zonen von Kupfer-, Silber- und Goldgefäßen, die Wand- und Vasenmalereien, die Reliefs der Aschenkisten und Sarkophage lassen Szenen aus dem etruskischen Leben, vor allem aber aus der griechischen

Mythologie, in reichster Fülle, nicht selten in vollendeter Ausführung, an unseren Augen vorübergleiten.

Doch zur Sache! Schon der Name des Volkes führt uns tief in die Probleme hinein. Die Römer sprechen von dem Etruscus und seinem Lande Etruria aus älterem *Etrusia oder von dem Tuscus aus älterem im Umbrischen noch erhaltenen *Turscus, die Griechen von dem *Τυῤῥηνός* oder *Τυρσηνός*; sie verwenden den Namen aber auch in adjektivischer Funktion bei den sogenannten tyrsenischen Pelasgern auf der Athoshalbinsel, auf Lemnos und anderen Inseln, und an der asiatischen Küste. Das Ableitungssuffix -co- in Etruscus und *Turscus, sowie der Rhotazismus in Etruria aus *Etrusia sind durchaus lateinisch, das Ableitungssuffix *-ηνός* in *Τυρσηνός* ist nicht griechisch, ein lateinisches *Turs-anus als Grundlage zu einem griechischen *Τυρσ-ανος* = *Τυρσηνός* wäre dem Suffix nach möglich, ist aber nicht überliefert. Ob man von der zu erschließenden etruskischen Form *turs-na zu *Τυρσ-ηνός* gelangen kann, bleibt unsicher. Dagegen finden sich Ethnica auf *-ηνός* in den sogenannten kleinasiatischen Sprachen, einer Sprachgruppe, die weder den indogermanischen noch den semitischen Sprachen beizuzählen ist und als deren Typus auf Grund der überlieferten Inschriften etwa das Lykische gelten darf. Die Lykier und die Turs-Leute werden nach der Deutung unserer Aegyptologen zusammengenannt als Ru-ku und Tu-r(u)-ša auf einer Inschrift aus dem 13. Jahrhundert v. Chr., die über den Einfall verschiedener mit den Libyern verbündeter Seeräubervölker in Aegypten berichtet. Ich kann diese Deutung nicht selbst prüfen; daß aber nebeneinander genannte Seevölker auch notwendig nebeneinander wohnen, verwandte Sprachen sprechen, gleiche Rassenmerkmale zeigen müssen, wird niemand ohne weiteres behaupten wollen. Die sagenhaften Thursen der germanischen Mythologie lassen wir besser ganz beiseite. Jedenfalls sind die verschiedenen Namen der Turs-Leute den Ableitungssuffixen nach verschieden gebildet. Dagegen ergibt sich für *Turs-cus, *Τυρσ-ηνός* und Turš-a eine gemeinsame Wurzel turs, daneben aus Etrus-cus freilich eine zweite etrus, die wir nicht gern von jener trennen möchten, die wir aber nach indogermanischen und vorläufig auch nach

etruskischen Lautgesetzen nicht mit turs vereinigen können. Man ist mit Recht gegen bloße Wurzeletymologien sehr zurückhaltend geworden; gehören turs und etrus zusammen, so verliert die beliebte Ableitung aus τύρσις, turris, wonach die *Τυρσηνοί* etwa als Seeräuber gedacht sind, die ihren Raub hinter festen Türmen bargen, überhaupt jede Berechtigung. Ja, es taucht sogar, rein linguistisch genommen, die Möglichkeit auf, daß griechisch τυρσ- und lat. turs — neben etrus — nur zufällige Lautübereinstimmungen sind, daß also der Name der griechisch-kleinasiatischen *Τυρσηνοί* erst sekundär auf die italischen *Tursci übertragen wurde, und daß eine ethnographische oder sprachliche Verwandtschaft überhaupt nicht besteht. Es kommt ein weiteres hinzu: die Etrusker nannten sich selbst mit einem Gentilnamen Rásena nach einem Ahnherrn oder Heros, dessen Individualnamen uns nicht mehr bekannt ist. So wenig wie die Räsener oder Rasner mit den Südtiroler Rätern sprachlich etwas zu tun haben, so wenig finde ich irgendwie sichere Spuren dieses Namens bei den östlichen *Τυρσηνοί*. Dagegen läßt Herodot an einer vielbesprochenen Stelle die Etrusker unter der Führung eines anderen Ahnherrn, eines lydischen Königssohnes, des *Τυρσηνός*, dessen Individualname offenbar bloß eine Rückbildung aus dem Ethnikon ist, aus Lydien nach Italien auswandern, freilich unter so sagenhaften Umständen, daß in unserer kritischen Zeit kaum jemand den Wahrheitsgehalt der Erzählung höher einschätzen würde, als etwa die parallel laufende antike Tradition von der Abstammung der Römer aus Troja, wenn nicht archäologische Momente ihr eine wirkliche, und sprachliche ihr eine vermeintliche Stütze böten. Schon im Altertum fand Herodot an Dionysios von Halikarnaß einen entschiedenen Gegner, der uns direkt überliefert: die Etrusker sprachen eine andere Sprache als die Lyder, sie waren kein eingewandertes, sondern ein eingeborenes Volk, das in Sprache und Lebensweise keinem anderen verglichen werden kann.

Die Theorie des Dionysios, daß sie ein eingeborenes Volk waren, ist wohl nichts als eine subjektive Folgerung der von ihm konstatierten Tatsache, daß sie in Sprache und Lebensweise durchaus isoliert standen. Wir wissen heute, daß die neben, unter und über den itali-

schen Indogermanen wohnenden Etrusker als Eroberer nach Italien kamen mit höherer Kultur und größerer Tatkraft als die vielleicht schon lange vor ihnen von Norden her eingewanderten italischen Bauern. Groß kann die Kopfzahl der Etrusker bei ihrer Ankunft auf der Apenninhalbinsel nicht gewesen sein. Am deutlichsten beweisen das ihre systematisch und vorsichtig angelegten Siedlungen: sie liegen in der Regel auf stark befestigten Bergeshöhen und sind ursprünglich wohl als Forts und Vorposten zu denken, die den Weg ihrer Kolonisation bezeichnen. Aber auch die Fülle italischer Personennamen in den etruskischen Inschriften (und nicht nur in ihrer jüngsten Schicht) bezeugen, daß sie das unterworfene Volk nicht bloß von ihren Bergkegeln aus beherrschten, sondern daß sie auch mit ihm in Fühlung traten, sich mit ihm verschwägerten und ihre Zahl aus ihm fortwährend ergänzten. Trotzdem blieben sie bis zu ihrer endgültigen Unterwerfung durch die Römer in Sprache und Kultur das herrschende Volk. Von ihren Felsenhöhen aus, auch die Seestädte sind nicht anders angelegt wegen der ständigen Seeräubergefahr, sandten sie Kolonisten nach Süden und nach Norden: zur Zeit der Blüte reichte ihr politischer und kultureller Einfluß von Bozen bis Capua und noch heute zeugen die Namen Toskana und die Namen des Adriatischen wie des Tyrrhenischen Meeres von ihrer Macht.

Stellt man an mich die Frage: *aus welchem Lande, auf welchen Wegen, an welchen Punkten* kamen sie nach Italien, so kann ich nur zögernd Antwort geben. Die Bewertung der Hypothese von der orientalischen Herkunft muß, wie schon angedeutet wurde, verschieden ausfallen, je nachdem archäologische oder linguistische Erwägungen den Ausschlag geben. Welche Aufgaben dem Sprachforscher aus dieser Hypothese erwachsen, werde ich bei der Besprechung der lemnischen Inschrift noch andeuten; auf eine Hereinziehung der Pelasger- und Hettiterfrage muß ich auch dort verzichten. Worüber die Archäologen und Prähistoriker, die alle möglichen Einzelgründe für jene Hypothesen aufhäufen, sich einmal grundsätzlich klar werden müssen, läßt sich vielleicht in die Fragen kleiden: Wie weit bedingen für jene Zeiten gemeinsame mechanische Fertigkeiten, künstlerische Motive, religiöse

Vorstellungen, Sitten und Gebräuche Sprach- und Stammesverwandtschaft oder zeitweises territoriales Nebeneinanderleben? Wie weit dürfen sie auf Kosten der Einfuhr kühner Handels- und Seeräubervölker gesetzt werden, die unter den neuen Schätzen und neuen Waren doch auch Menschen mit neuen Ideen nach ihren Absatzplätzen oder in ihre Heimat schleppten oder zur Ansiedlung und zur Betätigung ihrer Gewerbe- und Kunstfertigkeit daselbst veranlaßten?

Das Alphabet war etwa im 7. Jahrhundert einer der chalkidischen Kolonien in Süditalien, vielleicht der uralten griechischen Ansiedlung Cumae entlehnt worden, scheint sich rasch von Südetrurien nach dem Norden verbreitet zu haben und wurde auch auf die Umbrer und Osker übertragen, während das sogenannte nordetruskische Alphabet der durch die Galliereinfälle in Oberitalien im 6. Jahrhundert ins Etschtal zurückgedrängten Etrusker einige Modifikationen erlitt. Wenn übrigens — nebenbei gesagt — die Etrusker als Analphabeten zur See aus dem schriftkundigen Orient nach Italien kamen, so müßte das ziemlich früh geschehen sein, und ihre mitgebrachte Kultur dürfte nicht überschätzt werden. Auch hieroglyphische und phönizische Inschriften aus Tarquinii, Vulci und dem italischen, aber stark unter etruskischem Einfluß stehenden Präneste weisen deutlich auf Import aus dem Orient hin, in den sich Phönizier, Karthager, Griechen und Etrusker teilten. Die ältesten etruskischen Inschriften, etwa seit dem Ende des 7. Jahrhunderts, stammen gleich dem Alphabet aus Südetrurien, aber auch die aus Bologna nördlich des unwirtsamen Apennins zeigen nach Sprache und Schrift ein gleich altertümliches Gepräge. Merkwürdig ist dabei, daß, neben den lokalen Verschiedenheiten der etruskischen Kultur überhaupt, ein bestimmter Gegensatz zwischen der süd- und nordapenninischen zutage tritt, wie er etwa durch die südetruskischen Nekropolen von Caere und Tarquinii und durch die Certosa von Bologna gekennzeichnet wird. Es drängt sich einem unwillkürlich die auch sonst begründete Vermutung auf, daß die Etrusker nicht als ganzes Volk, sondern in einzelnen Schwärmen und auf verschiedenen Wegen nach Italien kamen, und daß man sich die Besiedelung ihres Gebietes etwa so vorzustellen hat, wie die allmähliche Kolo-

nisation von Sizilien und Unteritalien durch die aus den verschiedenen Teilen der griechischen Welt anlangenden Griechen. Die Etrusker wären also zu Schiff an einzelnen Punkten der toskanischen Küste und durch das Adriatische Meer im Podelta gelandet, wo Spina und Atrium als alte Etruskersitze überliefert sind, daneben wohl auch zu Lande aus Nordosten durch das spätere Venetergebiet nach Oberitalien und Bologna gekommen, möglicherweise sogar über den Brenner, weil die den Ein- und Ausgang des Etschtales beherrschenden Punkte Verona und Mantua alte etruskische Namen tragen. Die Theorie hat das Bedenkliche, daß sie den Stempel des Kompromisses allzu deutlich an der Stirne trägt. Ich müßte mich mit ihr auf den Boden stellen, daß die voritalischen Sitze der Etrusker am ehesten etwa auf der Balkanhalbinsel zu suchen sind, daß die Etrusker frühzeitig mit dem Meere in Berührung kamen, daß die Namen *Tursci* und *Τυρσηνοί* schon primär zusammengehören, daß die oben erwähnten tyrrhenischen Pelasger vielleicht nur andere Schwärme desselben Volkes darstellen, das weiter nach Osten verschlagen wurde und sich, wenn man den Faden weiter dehnen will, von dort aus, nicht anders wie die kleinasiatischen Griechen, an der Kolonisation der italischen, hier also der toskanischen Küste beteiligten. Damit wäre zugleich ein Kern aus der schon besprochenen Herodotstelle herausgeschält, die lydischen Flöten und Trompeten, die kleinasiatischen Festgewänder und Festschuhe in Etrurien sein erklärt und — wir sehen an diesen typischen Beispiel vortrefflich, wie man sich in der etruskischen Frage die Ueberlieferung bequem zurecht legen kann, wenn man irgend einen vorgefaßten Gedanken weiterspinnt, nur um zu positiven Resultaten zu gelangen. Ich erkläre daher ausdrücklich: den entscheidenden sprachlichen Beweis für all diese Hypothesen kann ich nicht erbringen; ich wage diese Erklärung nur, weil die etruskischen Einwanderer von irgend einer Seite hergekommen sein müssen und weil ihre höhere Kulturempfänglichkeit, weniger die auch durch alten Seeverkehr erklärbare ägyptisch-semitische Kulturschicht nach Osten weist; eine bestimmtere Lokalisierung als die Balkanhalbinsel und benachbarte Gebiete scheint mir bei dem jetzigen Stand der Forschung ausgeschlossen.

Wir wenden uns zu dem Typus des homo etruscus. Ich betrete damit das Gebiet der Anthropologie, auf dem ich mich in einer Gesellschaft von Fachmännern und Sachkundigen nicht allzu sicher fühle. Die Frage wird dadurch doppelt verwickelt, daß man in den seltensten Fällen bestimmt entscheiden kann, ob Schädel, Skelett oder bildliche Darstellung reine Etrusker, alte Italiker, etruskisierte Umbrer, romanisierte Etrusker oder eine der vielen denkbaren Zwischenstufen kennzeichnet. Die Kraniologie hat in Etrurien keine großen Triumphe gefeiert, wenigstens nicht, soweit sie im landläufigen Sinne als Hilfswissenschaft der Ethnographie in Betracht kommt. Virchow selbst stand zu Orvieto, dem alten Volsinii Veteres, in nähere Beziehungen; die archäologischen Honoratioren des Ortes halten sein Andenken hoch in Ehren und haben mir voll dankbaren Stolzes Briefe gezeigt, in denen er Anfragen stellte und Auskünfte gab. Von sicheren Resultaten ist mir indessen nichts bekannt geworden. Die gut erhaltenen Schädel der Nekropole von Marzabotto im Bolognesischen wurden genau untersucht, doch schienen sie nicht irgendwie wesentlich von den altrömischen verschieden. Auch die Vergleichung der Schädel in den Nekropolen von Bologna, wo die Gräberfelder unter Umbrer und Etrusker zu verteilen sind, hat nichts Entscheidendes ergeben. Skelette, die bei der Oeffnung südetruskischer Kammergräber noch auf dem Paradebette lagen, sind beim Eindringen der Luft in Staub zerfallen Ich habe aus dem bekannten Lehrbuch „Der Mensch" von Joh. Ranke gelernt, daß man das Problem „gleiche Schädel, gleiche Rassen" heutigen Tages ganz anders formuliert, als es aus der Kinderzeit der Anthropologie in die öffentliche Meinung übergegangen ist, und ich kann mir nicht versagen, den neuen Standpunkt aus erster Quelle vorzutragen. „Im Gegensatze gegen die altbeliebte Methode der Mittelwerte bei den ethnischen Schädeluntersuchungen," sagt Ranke in einem zusammenfassenden Schlußkapitel über die Gehirn- und Gesichtsschädelbildung, „ordneten wir die einzelnen unter einem Volke oder Volksstamm vorkommenden Schädelformen in Reihen, und da zeigte sich, daß überall in ganz Europa diese Reihen der Schädel von Langköpfigkeit zu Kurzköpfigkeit und von Kurz- oder Breitgesichtigkeit, resp. Schiefzähnigkeit, bis zu Lang- oder

Schmalgesichtigkeit, resp. Geradzähnigkeit, mit den feinsten Abstufungen verlaufen. Was die Menschheit bezüglich ihrer verschiedenen Schädelformen im ganzen, das stellt jeder Volksstamm, ja schon oft jede größere Gemeinde eines solchen im kleinen dar: eine Vereinigung der verschiedenen Schädelformen, die Extreme vermittelt durch auf das feinste abgestufte Zwischenformen. Weiter ergab sich dabei sofort, daß an der einen Lokalität die eine, an der anderen Lokalität die andere Hauptschädelform häufiger auftritt; aber sie finden sich überall nebeneinander, entweder in rein typischen Exemplaren oder in Zwischenformen."

Bei der Auswahl bildlicher Darstellung des homo etruscus ist die größte Vorsicht geboten. Alle Götterdarstellungen und die zahllosen mythologischen Skulpturen, Reliefs und Malereien müssen fürs erste ausgeschieden werden. Denn wenn auch der Mensch die Götter nach seinem Bilde formt, ist doch der etruskische Olymp und die etruskische Heroenwelt zu sehr von nichtetruskischen Göttern und Helden bevölkert, und die Darstellung in bestimmten Gegenden zu sehr von orientalischer und dann allgemein von griechischer Kunst beeinflußt, als daß man den homo etruscus daraus rekonstruieren könnte. Nur die Gottheiten der Unterwelt bleiben lange auch im Bilde die einheimischen etruskischen, aber sie treten uns so tierisch verzerrt, furchtbar oder parodienhaft entgegen, daß wir daraus zwar Schlüsse auf den düsteren Charakter der etruskischen Unterweltsvorstellungen, nicht aber auf Gestalt und Züge der auf Erden Wandelnden ziehen dürfen. Zurückzustellen sind außer den mythologischen überhaupt, auch alle Darstellungen, die Merkmale des Importes an sich tragen, ferner solche, die schon so von griechischem Geiste getränkt oder Spuren des beginnenden Romanismus an sich tragen, daß der Etrusker dahinter verschwindet. Dagegen bleiben einige Klassen von Monumenten übrig, die durch ihre naturalistische und häufig porträtähnliche Wiedergabe für unseren Zweck in hohem Grade geeignet erscheinen. Es sind dies: Totenmasken, Gesichtsurnen, Bauern-, Krieger-, Priestergestalten in charakteristischer Tracht, besonders aber die höchst merkwürdigen plastischen und Reliefdarstellungen Verstorbener auf den Grabstelen von Bologna und noch mehr auf den Deckeln zahlreicher Aschenkisten und Sarko-

phage im ganzen Lande. Eine kritische Sammlung dieser Typen und eine darauf gegründete systematische Abhandlung wären sehr erwünscht.

Was sagen diese Typen? Bestätigen sie die Schilderungen römischer Schriftsteller, wonach die Etrusker als kurze gedrungene Gestalten mit Anlage zur Fettleibigkeit und feistem Gesicht erscheinen? Rechtfertigen sie den Ausruf Karl Paulis: „Welch ein Unterschied zwischen diesen gedunsenen Gestalten und den hagern Italikern, dem runden Schädel und Gesicht der Etrusker und dem schmalen länglichen Antlitz der italischen Indogermanen, zwischen der etruskischen Kartoffelnase und der feinen geraden oder leicht gebogenen Nase des Römers!" Also anthropologisch gesprochen: brachyprosope Brachykephalen in reinster Züchtung! Ich glaube, Pauli übertreibt stark den Unterschied der Rassen, um den nichtindogermanischen Charakter der etruskischen Sprache auch an dem Etrusker selbst darzulegen; die römischen Schriftsteller schildern (wie sie auch sonst den etruskischen Einfluß auf Rom tendenziös verschweigen oder verhüllen) mit einem gewissen Wohlgefallen den dekadenten Etrusker der späteren Zeit, der Tag und Nacht bei festlichen Gelagen schwelgend, zuletzt in seinem eigenen Fett erstickt. Das Fremdartige, das besonders die auf Sarkophag- und Urnendeckeln liegenden etruskischen Gestalten uns bieten, mildert sich sofort, wenn wir uns die Absicht und die Unbehilflichkeit des Künstlers etwas klarer machen. Ihm lag es vor allem daran, das Gesicht des Verstorbenen groß und naturalistisch getreu wiederzugeben; auf den ganzen übrigen Körper kam es ihm dabei wenig an, daher die seltsamen Verkürzungen namentlich auf Aschenkisten, die durch die kleinen Maßverhältnisse noch gesteigert wurden. Denn die Aschenkisten sind nach ihrer ganzen äußeren Form nur sekundäre Nachbildungen der viel größeren, für die Aufnahme unverbrannter Leichen bestimmten Sarkophage. Die ungefügen Fleischmassen der gewöhnlich sichtbaren, großen, nackten Brust verstand der Künstler, der nichts vom Knochenbau wußte, einfach noch nicht zu gliedern; das findet in der archaischen Kunst aller Völker seine Analogien. Wir sehen unter den dargebotenen Typen eine Menge Gesichter, die dem Bilde, wie es Pauli entwirft, wenig entsprechen. Man müßte diese Leute alle zu leicht etruskisierten Umbrern oder

zu gründlich gräzisierten und romanisierten Etruskern machen, ebenso wie einige Köpfe auf südetruskischen Sarkophagdeckeln mit länglichen Gesichtern und schrägstehenden Augen sofort den Gedanken an semitische Rassenmerkmale heraufbeschworen haben, obwohl schon Heinrich v. Brunn darin nicht sowohl eine Eigentümlichkeit der Rasse als des Stiles sah und dieses steif archaische Lächeln auch bei altgriechischen Kunstwerken wiederkehrt. Wir unterscheiden etwa drei Typen der ältesten Etrusker: 1. Darstellungen nach orientalischen Mustern in Südetrurien und auf einigen Florentiner Grabstelen (vgl. z. B. die Sarkophagdeckel aus Caere bei Martha, L'art étrusque, Fig. 202, und in den Mon. ant. 8, 1898, Taf. XIII, oder die Grabstelen bei Montelius, La Civilisation primit. en Italie II, 1 Pl. 168). 2. Darstellungen nach griechischen Mustern, besonders auffällig schon an den sehr alten Grabstelen der Certosa von Bologna (beachte vor allem die Köpfe der Reliefiguren bei Zannoni, Gli scavi della Certosa di Bologna Tav. 22, 44. 46 u. a.). 3. Naturalistisch etruskische Darstellungen à la Pauli mit den oben angegebenen Einschränkungen (sehr häufig auf den Aschenkisten von Chiusi und besonders charakteristisch auf Photographien der Sarkophage von Toscanella).

Noch ein Wort über die Frage, ob die Haar- und Augenfarbe zur Lösung unseres Problems hereingezogen werden darf. Grundsätzlich ja, denn die Ergebnisse der von Virchow veranlaßten Statistik der Haar- und Augenfarbe aller deutschen Schulkinder sprechen eine deutliche Sprache. In unserem besonderen Fall halte ich aber die Schwierigkeiten, die in der Unzuverlässigkeit der Ueberlieferung liegen, für zu groß, um Schlüsse zu wagen. Es gibt zwar auf bildlichen Darstellungen neben schwarzen und braunen Haaren auch solche, die man als blond ansprechen dürfte; ein Heidelberger Prähistoriker hat sich sogar überzeugt, daß die Etrusker blondes Haar und blaue Augen hatten; es wäre aber dringend zu wünschen, daß er das im einzelnen nachwiese. Von den Malereien könnte er die schwarz- und rotfigurigen Vasenbilder als ihrer Natur nach nicht beweiskräftig ruhig beiseite lassen; da die etruskischen Künstler auch Statuen und besonders Reliefs zu färben und abzutönen pflegten, liegt immerhin einiges Material vor

Aber die Farbe hat der Zeit ihren Tribut zahlen müssen, sie war von Anfang an nicht realistisch gedacht, sondern dem Materiale angepaßt, sie ist jetzt durch Schmutz verdunkelt, durch Feuchtigkeit heller geworden oder ineinander gelaufen, meistens aber bis auf geringe Reste überhaupt geschwunden.

Ich gehe zu den Gräbertypen über. Es ist schwierig, sie ohne Bild klar genug darzustellen. Wir unterscheiden: tombe a pozzo (Brunnengräber), tombe a fossa (Schachtgräber) und tombe a camera (Grabkammern). Das Problem läßt sich ungefähr so fassen: sind die in Etrurien gefundenen tombe a camera eine Weiterentwicklung der tombe a pozzo und der tombe a fossa oder wuchsen sie aus primitiven künstlichen Grotten der neolithischen Periode hervor? Hat der Gedanke, den Toten sozusagen in seiner Wohnung zu beerdigen, wie er aus den Hüttenurnen und den Sarkophagen mit schrägem Dach hervorblickt, in seiner naturgemäßen Entwicklung zu Grabkammern und ganzen unterirdischen Wohnungen geführt, zu denen der weiche Tuffstein in Etrurien geradezu aufforderte, oder sind die tombe a camera geschichtlich mit den kleinasiatischen Felsengräbern und Tumuli zu verknüpfen? In den Tumuli der südetruskischen Seestädte wurden zweifellos nur hohe Adelige und reiche Handelsherren beerdigt; daß Gräbertypen dieser sozialen Schichten auch erst durch sekundären Kulturaustausch nach Etrurien gekommen sein können, ist unbestreitbar: man denke nur an den Namen und Begriff des Mausoleums, das ursprünglich das besondere Grabmal eines karischen Dynasten Mausolos, später in Rom und in der von ihm abhängigen Kulturwelt zum Gattungsbegriff eines dorthin importierten Grabmaltypus geworden ist. Uebrigens fehlt auch auf diesem Gebiet noch eine unbefangene, einigermaßen vollständige archäologische Vorarbeit: sie gehört, wie das Resultat auch ausfallen mag, zu den noch unerfüllten etruskologischen Desiderien.

Ist ferner die verschiedene Bestattungsweise, Verbrennung und Beerdigung, ein sicheres ethnologisches Merkmal und ist jene an die italischen tombe a pozzo, diese, wenigstens ursprünglich, an die etruskischen tombe a camera geknüpft, während in den tombe a fossa beide vertreten sind? Merkwürdig ist die verschiedene Ent-

wicklung in Italien und Griechenland: in Italien ist die älteste Sitte die Verbrennung, in Rom selbst wechseln bis Ende des 6. Jahrhunderts Beerdigung und Verbrennung. Das Zwölftafelgesetz, in der Mitte des 5. Jahrhunderts, berücksichtigt beide Bestattungsarten; nachher herrscht immer mehr das Verbrennen (in Pompeji z. B. wurden nur verbrannte Leichen gefunden); das Christentum endlich bekämpft die Verbrennung energisch. In Griechenland zeigt die mykenische Periode fast durchaus unverbrannte Leichen, die in einem rechteckigen, durch Steinplatten gedeckten Hohlraum (tombe a fossa) oder in Grabkammern mit Zugangskorridoren (tombe a camera) beigesetzt werden. Bei Homer herrscht ausschließlich Verbrennung mit Beisetzung der Asche. Im späteren Griechenland dagegen ist die Sitte der Verbrennung nie vorherrschend geworden.

Wie diese Tatsachen zu verschiedenen Schlüssen führen können, zeigt am besten die Gegenüberstellung zweier Sätze, die von bekannten, jetzt lebenden Archäologen herrühren. Der eine lautet: „Daß die Sitte der Verbrennung aus Asien zu den Griechen kam, ist wohl kaum zu bezweifeln", der andere: „Die etruskische Sitte der Bestattung führt auf Asien". Neuerdings sucht Dörpfeld in vorläufigen Mitteilungen die schroffen unerklärten Gegensätze des Verbrennens und Beerdigens durch eine vermittelnde Theorie zu beseitigen. Im wesentlichen herrscht nach ihm die gleiche Art der Leichenbehandlung im ganzen griechischen Altertum. „Alle Toten wurden zuerst dem Feuer ausgesetzt, also gebrannt, und dann unter die Erde gebracht, also beerdigt. Nur der Grad des Brennens war verschieden. Die meisten Toten wurden nicht total verbrannt, sondern nur gebrannt oder gedörrt." κατακαίειν bedeutet „total verbrennen"; καίειν, „(an)brennen", und ταριχεύειν, „dörren", zum Zwecke der Konservierung der Leichen, die sonst in zugänglichen Grabkammern überhaupt nicht beigesetzt werden konnten. Zu einem Urteile über diese Theorie muß man die endgültige Publikation abwarten; auch ob sie auf etruskische Verhältnisse angewandt werden kann, steht vorläufig dahin.

Im letzten Teil einen Blick auf den Stand und die Hoffnungen der etruskischen Sprachwissenschaft! Unser Material besteht aus über 8000 etruskischen Inschriften nebst den nicht allzu reichlichen Glossen,

Wörtern und Namen der literarischen Ueberlieferung. Dazu kommt noch eine sehr große Zahl lateinischer Inschriften, aus denen wir etruskische Eigennamen herausschälen können. Leider enthalten gegen 90 Prozent all dieser Grab- und Besitzerinschriften nur die Namen; durch die Arbeiten namentlich von Wilhelm Deecke, Karl Pauli und Wilhelm Schulze sind wir nach und nach dazu gekommen, das grammatische und damit häufig auch das verwandtschaftliche Verhältnis dieser Namen zu einander und die Gesetze ihrer Stammesbildung näher kennen zu lernen. So dürfen wir mit einem Paradoxon sagen: wir können die meisten etruskischen Inschriften übersetzen, von der Sprache aber verstehen wir fast gar nichts. Denn was wollen die paar typischen Formeln, die paar Verwandtschaftswörter, die kasusähnlichen und verbalartigen Kategorien besagen, von dem berüchtigten Zahlwortproblem ganz zu schweigen? Scharfsinnige und methodisch durchaus richtige Versuche, die in den letzten Jahren gemacht wurden, um die größeren Inschriften zu enträtseln, sind ohne dauernde Resultate geblieben. Die 30 kurzen, meist etruskisch-lateinischen Teilbilinguen, die wir besitzen, haben ihre Pflicht getan und verraten nichts weiter.

Wie sollen wir vorwärts kommen? Durch neue Materialfunde, durch die Möglichkeit, doch einmal eine verwandte Sprache aufzuspüren, durch systematische, mit unendlicher Geduld und kritischem Geiste durchzuführende Vorarbeiten, für die eben jetzt der Grund gelegt wird im Corpus inscriptionum etruscarum, dessen erster Band, den wir dem Eifer und der Initiative Karl Paulis verdanken, mit gegen 5000 Inschriften vollendet vorliegt. Ich persönlich knüpfe an diesen dritten Punkt die meisten, an den zweiten die wenigsten Hoffnungen.

Auf neue Funde dürfen wir mit Sicherheit rechnen; ob uns der Zufall etwas Entscheidendes beschert, etwa eine größere Bilinguis, bleibt abzuwarten. Fast jedes Jahr, seit die Ausgrabungen in Italien systematischer betrieben werden, kamen neue Dokumente der etruskischen Kultur zutage. Gerade den letzten Jahrzehnten verdanken wir die beiden größten etruskischen Texte, die bis jetzt aufgetaucht sind: die Agramer Mumienbinden und die Tontafel von S. Maria di Capua. Die Mumie ist zwar schon in den

50er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Agram gekommen, aber erst in den Jahren 1890 bis 1892 hat der Wiener Aegyptologe J. Krall die Binden genauer untersucht, Schrift und Sprache als etruskisch erkannt und den Text (über 1200 Worte) in mustergültiger Weise veröffentlicht. Die Mumie stammt aus der Zeit der Ptolemäer; die mit Rußtinte auf die Leinwand geschriebene Schrift ist die gewöhnliche der italischen Etrusker; mit den Turša altägyptischer Inschriften und den griechisch-kleinasiatischen *Τυρσηνοί* steht der Fund in keiner Verbindung; er ist am ehesten aus den lebhaften Beziehungen zwischen Rom und Aegypten seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. zu erklären.

Dagegen ist ein mehr innerer Zusammenhang zwischen der höchst merkwürdigen Inschriftenleber von Piacenza mit ihren unerwartet gefundenen babylonischen Gegenstücken kaum von der Hand zu weisen. Wann, wo, wie der etruskische und babylonische Kulturkreis sich berührten, können wir freilich jetzt noch nicht sagen. Ist die kleinasiatische Hypothese von der Herkunft der Etrusker einmal gesichert, so läßt sich der Typus der beschriebenen Bronze- oder Tonleber leicht eingliedern; die Hypothese zu sichern ist das e i n e Fundstück aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. nicht imstande.

Hocherfreulich war auch der Fund der Tontafel von Capua. Sie hat auch den Ungläubigsten von der etruskischen Herrschaft über Campanien überzeugt und ist wohl sicher noch vor dem Sturz dieser Herrschaft (durch die Osker im Jahre 474) beschrieben worden. Die ersten 29 Zeilen sind gut erhalten, dann aber ist die Tonplatte auf der unteren Hälfte durch Absplittern der obersten Tonschichten bös mitgenommen worden, so daß von den Zeilen 30—48 meist nur Anfang und Ende lesbar sind. Ich habe vor kurzem durch das kgl. Antiquarium in Berlin vorzügliche Photographien und zugleich die Lichtdrucke erhalten, die eine der ersten Lieferungen des zweiten Bandes des Corpus zieren sollen, wobei der Text zum erstenmal in Faksimile veröffentlicht wird.

Am meisten hat indes die rätselhafte I n s c h r i f t v o n L e m n o s die Gemüter bewegt. Gefunden 1885 auf Lemnos, befindet sie sich jetzt nach mancherlei Irrfahrten im Nationalmuseum zu Athen. Sie wurde gerade, als der

Abfall von der indogermanischen Hypothese allgemeiner zu werden begann, wie der Apfel der Eris, unter die zünftigen und Gelegenheits-Etruskologen geworfen und hat zwar nicht einen neuen trojanischen Krieg, aber doch heftige Federkämpfe um Troja und Kleinasien veranlaßt.

Die Erklärungen des Etruskischen aus indogermanischen Sprachen, wie aus dem Italischen und Armenischen oder gar aus dem Irischen, Skandinavischen, Altdeutschen, Slawischen oder aus dem Ibero-Baskischen, aus uralaltaischen, semitischen, indischen und afrikanischen Sprachen, worüber dicke Bücher geschrieben waren, traten zurück.

Was wir wünschen, glauben wir gern. Wir brauchen gleich alte Inschriften einer verwandten Sprache, um den Sinn der etruskischen zu erschließen. Nach dem Lauf der Kultur sind solche, von Italien selbst abgesehen, eher im Osten als im Norden oder Westen der Apenninhalbinsel zu erwarten. Da trat die fremdartige lemnische Inschrift ans Licht, tyrrhenische Pelasger waren auf der Insel bezeugt. Eine fast fieberhafte Tätigkeit von allen Seiten begann: die sogenannten kleinasiatischen, die Kaukasus-Sprachen oder beide wurden das nächste Versuchsobjekt; daneben schielte man schon nach Kreta, wo bei einigen Aehnlichkeiten mit der etruskischen Kultur e i n e Inschrift griechischen Alphabetes, aber fremder Sprache aus Praisos und Hunderte noch ganz unentzifferter Siegelsteine und Tontafeln aus dem Palaste von Knosos zur Erklärung des x durch ein y aufforderten.

Vielleicht ist der Hauptsturm schon vorüber; es mehren sich wenigstens die Stimmen, die kaltes Blut predigen und zeigen, daß e i n e Erklärung der lemnischen Inschrift die andere totschlägt (Berliner Philologische Wochenschrift 1906, Sp. 557--568, 593—599) Was können wir mit einer einzelnen kurzen Inschrift überhaupt beweisen? Geben wir einmal ruhig zu, daß die lemniiche Inschrift in einem tyrsenischen Dialekt geschrieben sein kann, der mit der Sprache italischer Etrusker und der kleinasiatischer Völker verwandt ist. Sollte da eine Vergleichung der lemnischen mit lykischen oder karischen Inschriften nicht näher liegen? Oder ein Vergleich dieser mit etruskischen Inschriften? Gelehrte, die sich mit Etruskisch und Lykisch beschäftigten, haben keine Beweise erbracht. Wir müssen uns nach anderem Vergleichungsmaterial umsehen. Die etruskischen

Inschriften bestehen zum größten Teil aus Personennamen; wir haben erkannt, daß geographische Namen danach gebildet werden; Wilhelm Schulze hat unter Herbeiziehung des ganzen italischen Namenschatzes in einem glänzenden Werke deutschen Gelehrtenfleißes die Gesetze dieser Bildungen aufzudecken gesucht und noch vieles zu tun übrig gelassen, besonders für die Erklärung der geographischen Namen. Wer hat auf dem Gebiete der noch viel bunter gemischten kleinasiatischen Namen etwas annähernd Gleiches gewagt? Paul Kretschmer hat unter Aufzählung und Würdigung seiner Vorgänger über einen kleinasiatischen Lautwandel in Ortsnamen und über die suffixalen und radikalen Bestandteile kleinasiatischer Personennamen eine treffliche Probe zu einem Werke gegeben, das erst geschrieben werden kann, wenn die kleinasiatischen Eigennamen ohne Rücksicht auf irgend eine Verwandtschaft einmal so gesammelt und gesichtet vorliegen wie die Mehrzahl der lateinischen und ein großer Teil der etruskischen. Und dann erst kann die systematische Vergleichung beginnen. Was nützt es uns, wenn zersprengte Vorposten auf wissenschaftlichem Gebiet sich gar mit isolierten Wörtern herumschlagen? Durch solche Vorposten wird keine Schlacht gewonnen.

Ich halte also auch die Vergleichung des Etruskischen mit Sprachen, die durch die lemnische Inschrift in den Vordergrund geschoben wurden, vorläufig für unmethodisch und aussichtslos; daß das Etruskische keine indogermanische und keine semitische Sprache ist, darf als sicheres Resultat der bisherigen Arbeit gelten; fast alle anderen Vergleichungen sind nur als Kuriosa zu betrachten; so bleibt nur eines übrig: das Etruskische mit dem Etruskischen zu vergleichen. Dazu soll zunächst das Corpus inscriptionum etruscarum mit seinen künftigen Indices dienen.[1]) Was erwarten wir von ihm?

[1]) Corpus inscriptionum etruscarum Academiae Litterarum Regiae Borussicae et Societatis Litterarum Regiae Saxonicae munificentia adiutus in societatem operis adsumpto Olavo Augusto *Danielsson* edidit Carolus *Pauli*. Volumen prius titulos 1–4917 continens. Lipsiae apud Joannem Ambrosium Barth (Arthurum Meiner) 1893—1902. Vom 2. Band, der mit Unterstützung der gleichen gelehrten Gesellschaften, unter Mitwirkung von B. Nogara, von O. A. Danielsson und G. Herbig herausgegeben wird, befindet sich die 1. Lieferung unter der Presse.

Die Antwort wird viele enttäuschen. Es soll zunächst nur zu Vorarbeiten anregen und kritisch gesichteten Stoff liefern. Einige Beispiele werden dies erläutern.

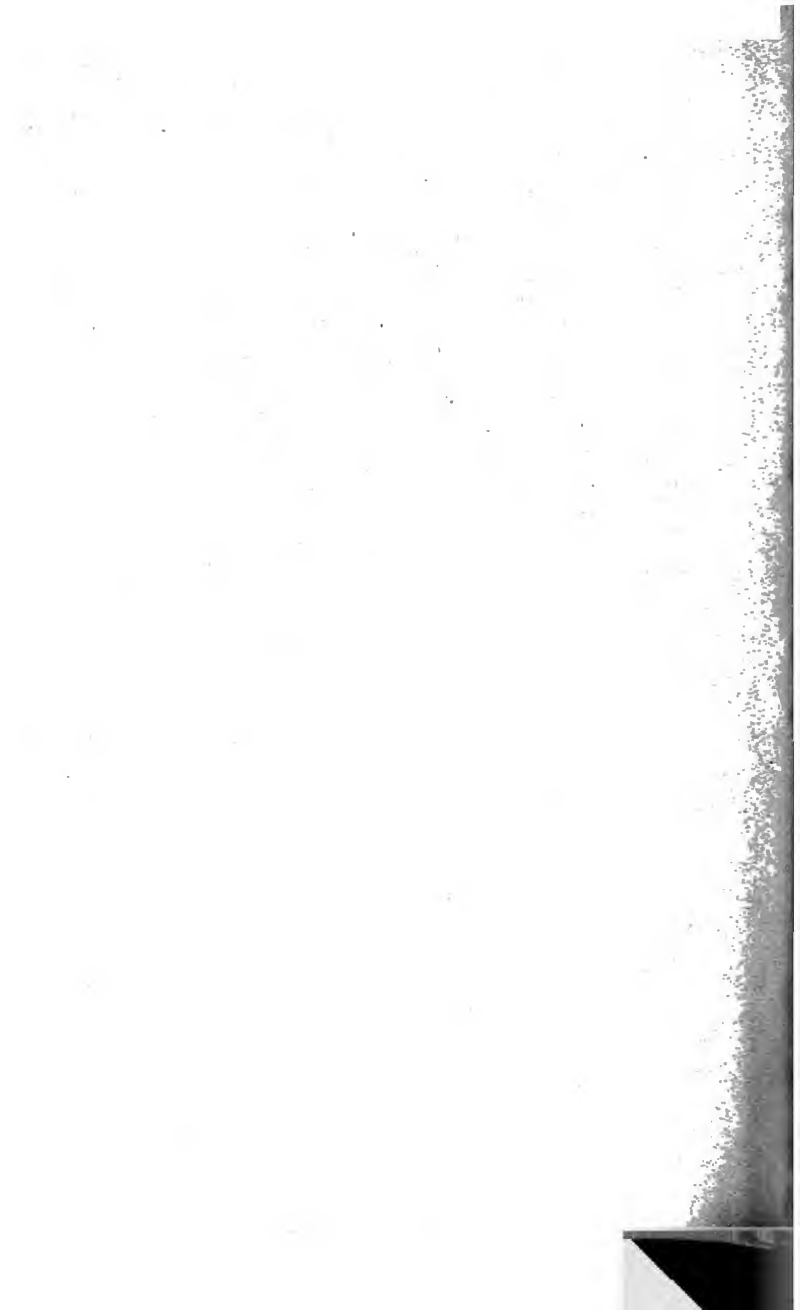
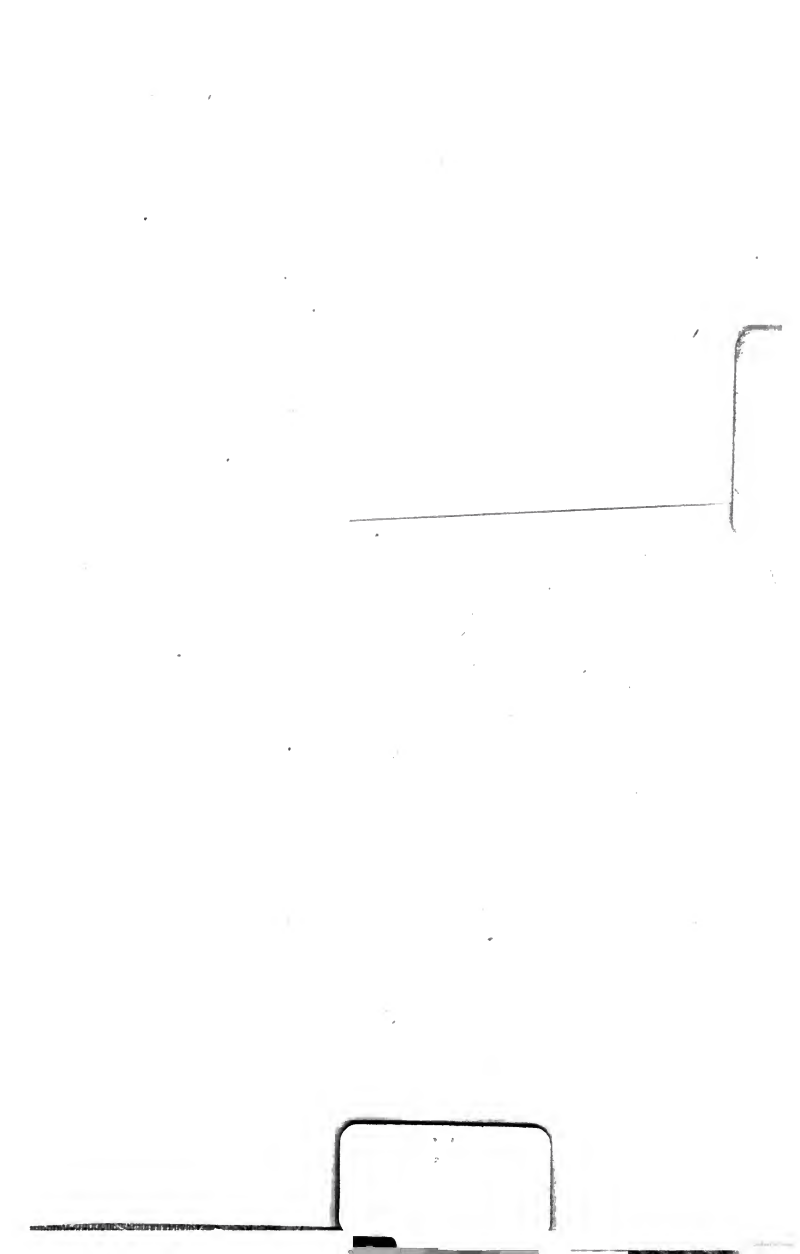
Alle Inschriften, deren Original uns noch erreichbar ist, werden in Faksimile im Corpus gegeben. Das ist nicht nur notwendig für die richtige Lesung der Texte, sondern auch wichtig für eine noch zu schreibende Geschichte des etruskischen Alphabetes nach seiner Herkunft, nach seinem Vordringen, nach seinen zeitlichen und örtlichen Verschiedenheiten, nach seinem Zurückweichen vor und seiner Verdrängung durch das lateinische und andere nord- und süditalische oder griechische Alphabete. Dabei wird besonders zu berücksichtigen sein die Abhängigkeit der inschriftlichen Buchstabenformen von dem Material, auf das sie geschrieben sind. Die Inschriften werden in geographischer Ordnung zusammengestellt: so ist der Stoff für die lokalen Verschiedenheiten der Sprache immer gleich zur Hand. Der Gegenstand, der die Inschrift trägt, wird jedesmal kurz beschrieben, auf Abbildungen und Aufsätze, die von ihm handeln, jederzeit hingewiesen. Zur Enträtselung einer uns unbekannten Sprache ist ja Natur und Zweck des Gegenstandes der Inschrift von ganz besonderer Bedeutung.

Unsere Kenntnis der zur wissenschaftlichen Grammatik einer Sprache vor allem notwendigen Laut- und Wortbildungslehre hoffen wir durch sorgfältige Indices bedeutend zu erhöhen. Müssen wir uns im Corpus auf alphabetische Indices beschränken, denen die schwere Aufgabe zufällt, die ohne Trennungspunkte geschriebenen Inschriften in ihre Wortbestandteile zu zerlegen, dann wäre es dringend erwünscht, wenn die Beispiele für bestimmte Lautgesetze, die Wortbildungssuffixe, die Endungen und ähnliches mehr recht bald in neugegliederter Indexform zusammengestellt und veröffentlicht würden. Eine historische Lautlehre könnte uns bei Ergänzungen und Deutungen die Mittel liefern die gesetzlich möglichen Lautverbindungen und Formentypen herzustellen und die bisherige Willkür bei der Vergleichung einzelner Wörter, Silben, Laute auszuschalten. Die Wortbildungslehre, zunächst der Namen, ist schon von Wilhelm Schulze in seinem öfters erwähnten Buche erfolgreich und vorbildlich behandelt worden. Die Anwendung des von ihm mit Entschlossenheit durchgeführten Systems, keine

mechanisch-isolierende Betrachtungsweise aufkommen zu lassen, sondern jedes Wort in den Zusammenhang aller irgendwie verwandten Bildungen hineinzusetzen, wird durch die Zusammenfassung des Materials im Corpus um ein gutes Stück erleichtert werden. Auch für die Semasiologie ergibt sich ein großer Vorteil: neugefundene Beispiele können an der Hand der Indices sofort durch alle Stellen, die das Wort bringen, erprobt werden. Für die relative und absolute Chronologie der Inschriften und der Gegenstände werden die Geschichte des Alphabetes, die historische Aufeinanderfolge der sich verändernden Laute und Suffixe, vor allem aber auch die Stammbäume ganzer Geschlechter, die viele Gräber in sich bergen, manche Anhaltspunkte geben.

Am besten wird es sein, wenn all diese Versuche zunächst noch an die uns am besten bekannten Personennamen anknüpfen. Sind neue Gesichtspunkte gewonnen, so übertrage man sie auf andere Wortgattungen, besonders auf die nächst verwandten geographischen Namen. Als Typen für die Entstehung solcher Namen aus Gentilnamen mögen etwa dienen: etr.-lat. Pluralbildungen, die Geschlechter und Städte zugleich bezeichnen, wie Tarquinii, Vei, Volcii, Volsinii oder das Verhältnis von etr.-lat. Städtenamen zu etr. Gentilnamen in Fällen wie Verona: veru, Vettona: vetu, Vescona: vescu, Cremona: *cremu (aus etr.-lat. Cremutius), Cortona: *curϑu (aus curϑute), Cetona: *ceϑu (aus etr.-lat. Caitho). Eine andere Reihe männlicher Namen mit der etr. Endung -a führt Wilhelm Schulze zu einem überraschenden Abschluß: neben dem etr. Gentilnamen Trea gibt es eine Stadt Trea in Picenum, neben dem etr.-lat. Namen Vlerra eine etr. Stadt Vlera. In dem etr. Gentilnamen ruma-te, etr.-lat. Roma-tius, steckt als grammatische Ausgangsform der ältere Familienname etr. *ruma, etr.-lat. Roma, der sich, rein grammatisch genommen, im Stadtnamen Roma erhalten hat. Die etr. rumlna, etr.-lat. Romilii, die in Romulus ihren Eponym sehen, sind, abgesehen von der in Etrurien so auffallend häufigen Suffixvariation ohne Funktionsveränderung, identisch mit den *ruma, deren Geschlechtsname hinter dem Stadtnamen verschwand. Also Rom selbst eine ursprünglich etruskische Siedelung, wie auch die Namen der meisten Könige und der ältesten Tribus auf etruskischen Gentil-

namen beruhen! Vergleiche neben Romulus Numa, die beiden Tarquinier, den ursprünglichen Namen des Servius Tullius, etr.-lat. Mastarna, etr. maestrna, und die ältesten Tribus der Tities, Ramnes, Luceres: alle lassen sich ohne Schwierigkeiten und mit grammatischer Exaktheit auf etruskische Geschlechter zurückführen. Mit diesem Ausblick auf das geschichtliche Gebiet, zu dem uns rein grammatische Fragen führten, wollen wir diese beschließen.

Ein Arbeiter muß dem andern die Hand reichen: der Historiker dem Sprachforscher, der Archäologe dem Anthropologen und Prähistoriker und dieser wieder dem Historiker. Nur so kann die Arbeit gedeihen. Die Lösung des Rätsels selbst liegt im Dunkeln, wir nahen uns ihr mit kleinen Schritten. Vielleicht wird ein glücklicher Fund oder eine glänzende Entdeckung den Weg kürzen; vielleicht wandelt die Wahrheit lange unter uns, ehe wir sie erkennen und wissenschaftlich begreifen.[2])

[2]) Die Artikel Etrusker und Etruskische Sprache in Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie Band VI (unter der Presse) sind mir durch die Güte der Verfasser G. Körte und F. Skutsch in Sonderabzügen zugänglich geworden. Ich konnte sie für diesen Vortrag nicht mehr verwerten und will zu Einzelheiten an anderem Orte Stellung nehmen. Allen, die sich für unsere Frage weiter interessieren, seien sie aber schon jetzt auf das wärmste empfohlen. Auch von der Klio (Beiträge zur alten Geschichte) wird ein Aufsatz gleichen Titels wie der unserige von A. Kannengießer in Aussicht gestellt.